

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

105 (6.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Die Sehnsucht nach der Bürgerlichkeit

Dieser Tage ist Al Capone, „das Narbengesicht“, Banditenhäuptling und Schmutzlerkönig, aus dem New Yorker Gefängnis in dem er die letzten anderthalb Jahre zugebracht hatte, entlassen worden. Aber man darf vorsichtigerweise nicht sagen: in die Freiheit, denn die Dinge liegen vertrackt genug. Al Capone ist Unterwelt, freilich prominente Unterwelt, einer ihrer Repräsentanten und Generalisimi. Al Capone hat sich überaus erfolgreich als Unterweltler betätigt: in so hohem Maße erfolgreich, daß für ihn keinerlei materielles Interesse vorliegt, auch fernherhin den Augenleiter der Gesellschaft zu markieren. Al Capone hat sich ein Millionenvermögen zusammengeraubt, geschmuggelt und „nemordet“. Er besitzt in Miami herrschaftliche Lands- und Villenbesitz. Was freut ihn, als daß sich in seines Herzens Tiefe härter als das Bedürfnis durch Angelegenheiten zu neuem Reichtum zu gelangen, der Wunsch eingetrickelt hat, den vorhandenen Reichtum in Ruhe und geschützt durch die Geleite genießen zu können. Wenn es nach Al Capone aüme, so möchte er wohl unter Menschen leben, denen hohe Achtung vor fremdem Eigentum und Leben eigen ist, und die einer friedlichen und erspriesslichen Arbeit nachgehen.

Aber leider geht es nicht ganz nach Al Capone. Das Oberwelt-Amerika, in das er hinaufgelangen möchte, ist nicht nachtragend und, um des Vorhandenseins seiner Güterwillen, wenig geneigt, nach ihrem Vohrer zu fragen. Aber das Unterwelt-Amerika, aus dem er herkommt, ist minutiös feindsüchtig und durchaus nicht bereit, den Saboteur der bürgerlichen Geleite so leichten Kaufes zu einem Verächter der Verbrecher-Spielregeln werden zu lassen. „Ich möchte schon, wenn ich nur könnte“, antwortete Al Capone mit bitterem Lächeln auf die Frage eines Gefängnisbeamten, ob er nun ein droher Bürger Amerikas werden wolle. Nein, beim besten Willen, er kann nicht. Al Capone ist ein loserer Mensch; mit seiner Moral, seiner Unterwelt-Moral natürlich, ist es so weit nicht her; er ist selbstmörderisch im Inneren gar bedenklich mit der Ehrbarkeit. Aber den letzten, verräterischen Schritt zu tun, danach lehnt er nun doch zurück. Die Bemühungen sind zu groß. Es gibt viel zu riskieren dabei. Die Gefahr ist zu groß. Es gibt viel zu riskieren dabei, und es gibt, sein Leben nach der Seite des geringeren Widerstandes hin zu orientieren.

Der arme Teufel, der unter der Maske der Bürgerlichkeit dunklen Verbrechen trieben die Fingel schießen läßt, ist eine nicht unbekannte Erscheinung. Der Millionär indessen der unter der Maske der Verbrechermoral sich nach Bürgerlichkeit sehnt, ist eine neuere amerikanische Erfindung. Aber Al Capone hat schon Recht; um aus nichts die erste Million zusammenzuräubern, dazu bedarf es des Verbrechens. Die Zusammenräuberung der folgenden Millionen jedoch läßt sich weit vorteilhafter unter dem Schutze der Geleite vollziehen.

## Der Wirt zum roten Ochsen

Wolfgang Kersch

Es ist wahr... die Leute trinken nicht mehr so viel, wie früher, nicht, weil sie einsichtiger geworden wären... im Gegenteil, aber sie haben das Geld nicht mehr und der Ochsenwirt seine Geduld zum Puppen.

Er stellt also seinen Betrieb um, und weil er Mittel hat, läßt er eine Garage und einen Anbau für Sommergäste herstellen; alles modern.

Der Ochsenwirt ist im ganzen Tal wegen seiner Grobheit bekannt. Wenn ihm was nicht paßt, macht er kurzen Prozeß, er war einst Hausknecht und hat Erfahrung und Kraft.

Jetzt kommen die neuen Leute zu ihm, und er soll sich umstellen. Sein Wörterbuch ist aber nicht reichhaltig, es fängt mit Wörtern auf A an und hört mit solchen auf Z auf, die er nicht mehr auf brauchen kann. Also ist er stets schlechter Laune. Sein neuer Ober gibt ihm Unterricht, man muß mit den Leuten ein paar Worte reden, man muß ihnen in die Mäntel helfen.

Der Ochsenwirt verliert das aho. „Grüß Gott, — 's ist a Sauwetter... io... was i han saga wolla...“ „Hoh blit est machet no net so viel Umständ ihr Weiber, do bodet na, hent 'rs bald? Heiligs Fleisch.“

Der Ober macht ihn darauf aufmerksam, daß das nicht die rechte Höflichkeit ist und daß er sich die Kundschafft verdirbt.

Der Ochsenwirt verdirbt, daß er beim Fortgehen der Herrschafft alles wieder auf machen wird.

Er eilt also herbei und hilft ihnen in die Mäntel:

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

(Nachdruck verboten.)

Es war wohl drei Uhr am Nachmittag und die Sonne hätte eigentlich um diese Zeit noch am Himmel stehen sollen. Im Walde begann es aber bereits zu dunkeln und die fremde Umgebung und die Furcht ließen Billo die Schritte beschleunigen. Und wieder blieb er alle paar Schritte stehen um zu lauschen. Da, auf einmal hörte er einen Laut, der ihm ein freudiges Gemisch entlockte. Es war ein Heulen in weiter Ferne, das Heulen eines Wolfes. Billo dachte aber gar nicht an Wölfe, nur an Wotan, und er rannte durch den dümmrigen Wald, bis er völlig außer Atem war. Dann blieb er wieder stehen und horchte lange. Das Heulen war verjümmert, dafür begann es im Westen dumpf zu rollen. Ein greller Blitz suchte zwischen den Baumwipfeln auf und ein traurig säuselnder Wind ging dem eigentlichen Gewittersturm voraus. Immer näher rüdete das Rollen des Donners und ein zweiter Blitz schien Billo zu suchen, der ätzend unter dem Schirm einer riesigen Tanne stand. Das war bereits der zweite Sturm, den er erlebte; schon der erste hatte ihn damals so furchtbar erschreckt, daß er sich tief unter das schützende Dach des Windbruchs verkrach. Der beste Unterschlupf, den er heute fand, war eine Höhle unter der mächtigen Wurzel eines Baumes. Er winkelte voller Angst, als er sich dorthin verkrach, das war das Rufen des Kindes nach seiner Mutter, nach der Heimat, nach Wärme und Schutz. Während er winkelte und heulte, müdete der Sturm mit aller Macht in den Felten und Zweigen der Bäume.

Noch nie in seinem Leben hatte Billo einen solch tosenden Lärm gehört, noch nie hatte er den Blitz in solchen Feuerfarben am Himmel aufleuchten sehen. Bismweilen schien die ganze Welt in Flammen zu stehen und die Erde unter dem Krachen des Donners zu bebem.

Billo hörte auf mit Heulen und verkrach sich noch weiter unter die Wurzel, so gut es ging. So schützte er sich ein wenig vor dem peitschenden Regen, der in Bächen an den Baumstämmen zur Erde rauschte. Es war jetzt so unheimlich dunkel, daß Billo die Bäume in nächster Nähe nicht mehr zu unterscheiden vermochte, wenn nicht gerade ein Blitz flammend rot am Himmel aufleuchtete. Nicht sehr weit von Billo entfernt, raste ein riesiger Baumstamm auf, der, wenn sich die Blitze am Himmel jagten, wie ein Ge-

„So, Gangel 'r icho wieder? Kreuzverloht, wo send denn do die Kermel in denen neumodische verruchte Denger do? Alweil narztlicher werder 'r. So hop, nei, Emmer no netta? Ha, no ma-gel's halt selber, i kenn mit net aus mit dem Glom. Also, guete Reil und auf Wiedersehn.“

Der Ober macht ihn darauf aufmerksam, daß das noch immer nicht die rechte Meile ist, mit den „feinen“ Leuten zu reden.

„Hedenel, Du Dadel, du laudommer, wenn des no net laugt, no weis i net, was höflich list. Mer sa doch be Leut nei no meh Plautie maße.“

## Allerlei

Die meisten erwerbstätigen Frauen gibt es in Japan. Sie betragen hier nach der letzten Statistik 66 Prozent aller Erwerbstätigen, in England 25 Prozent, in Italien 22 Prozent, in Deutschland 20 Prozent, in Nordamerika 14 Prozent.

Der Säugling schläft, vom Trinken abgesehen, Tag und Nacht. Im 3. Lebensjahr treffen auf 12 Wachen, 12 Schlafstunden. In der Reifezeit sind 9 bis 10 Stunden Schlaf nötig. Das durchschnittliche Schlafbedürfnis des Erwachsenen von 8 Stunden sinkt im hohen Alter noch etwas ab.

Ein Spinnrad unserer gewöhnlichen Spinne, lang genug, um die Erde zu umspannen, würde noch nicht einmal 240 Gramm wiegen.

Das Wort „Kapelle“ geht in seinem Ursprung auf den Mantel des Bischofs Martin von Tours zurück; das Kleidungsstück des

Heiligen wurde von den fränkischen Königen als Relique verehrt. Der Kasten, in dem sich das Heiligum befand, wurde dem Inhalt benannt, nämlich Chape oder Chapele = Mantel. Dieser Ausdruck ging dann später auf alle Gebäude über, die für Kirchen waren und doch kirchlichen Zwecken dienten.

Der Methualkohol ist ganz besonders gefährlich für das Gewebe der Sehnen; oft ohne alle anderen Verunreinigungen tritt nach Genuss von Schnaps oder Rum, der mit Methualkohol gefälscht ist, unter der Wirkung des Methualkohols eine rasch einsetzende Sehnenlähmung ein, die zu einer rasch fortschreitenden Erblindung führt.

Ein Gebirgsrasse als Schriftreflexe. Es gibt in Amerika immer Leute, die von Hollywood, der Filmmetropole Kaliforniens, nichts wissen. Dem soll durch großzügige Reflektoren abgeholfen werden, Hollywood liegt in einem Kängstale, das von steilen Gebirgsflanken, Ausläufern des großen Tehegebirges, flankiert wird. Reflektoren der großen Filmstudios haben sich nun zu einem Sammeltank, um folsungen der Reflektoren an sich ein Denkmal zu setzen. Der eine der steil parallel laufenden Gebirgsflanken ist mit Schriftzeichen verziert worden. Er erstreckt sich auf 4000 Fuß hohen Bergflanken und die Zaden und Gipfel, die Entlang dem Fußboden leuchten auf dem Wort „Hollywoodland“ auf. Der Reflektortank hat 45 Fuß hoch und das natürliche Transparenz hat die Meile lang.

## Erinnerung an ein Buch vom Krieg

So, io: Genau 20 Jahre ist das also jetzt her, daß Norman Angell sein sensationelles Buch erschienen ließ. „Die falsche Rechnung“ hieß es, und der Untertitel lautete: „Was bringt der Krieg ein?“ Ich weiß nicht, ob mir jemals wieder in meinem Leben das Buch und sein Autor ins Gedächtnis gekommen wären, wenn ich nicht in diesen Tagen gelesen hätte, daß man kürzlich das Jubiläum dieses Buches in London gefeiert hat. Man verzeiht ja so furchtbar rasch — und so furchtbar intensiv. Aber nachdem nun dieser Anstoß von außen gekommen ist, ist mir der Aufruf der Gemüter, den das Buch auslöst, und mir die Geisteskräfte, die es auslöst, ist mir die Atmosphäre, in die es plante, doch wieder äußerst lebendig.

Heute läßt sich doch wohl sagen, daß der Krieg, wenigstens theoretisch, eine geachtete, gelehrte, verordnete, tief verankerte Institution ist. Ein paar von Baldus trielende Ultrationalisten sind anderer Meinung. Das muß wohl so sein. Aber selbst bis tief in die Kreise der Rechten hinein reicht doch heute die Meinung, daß der Krieg an sich durchaus ein Uebel ist, nur daß er dort als ein notwendiges Uebel angesehen wird. Vor 20 Jahren war das anders. Die Heroisierung, die Idealisierung des Krieges war in vollem Schwunge, und wenn die Kriegswärmer doch nicht so ganz umhin konnten, einiges Diskutierbare an dem Standpunkte derer zu finden, die stillige Einmüde gegen den Krieg vorzubringen hatten, so konnten sie immerhin auch sein, daß gegen ihr Argument, der Krieg, allerdings nur der siegreiche, bringe unerhörte wirtschaftliche Vorteile, so leicht niemand antworten konnte. Auf einmal schlug eine Bombe ein. Ein Mann namens Norman Angell, ein Engländer, hatte ein Buch auf den Markt gebracht, und in diesem Buche wurde nicht etwa gesagt, was vornehmlich die Vertha von Sutiner gelehrt hatte: Krieg ist Bestialität, und auch nicht, was vornehmlich die Sozialdemokraten lehren: Krieg ist ein Geschäft! Es wurde vielmehr gesagt, was noch niemand gesagt hatte: Krieg ist ein schlechtes Geschäft! Oder vielleicht hatten es doch schon andere gesagt, aber Angell sagte es am deutlichsten, am schärfsten, am konzentriertesten, und er lagte das in einem Zeitpunkt, der empfindlich war für sein Problem. Angell hatte einen Riechenerfolg, einen Weltberühmtheit. Sein Buch wurde Modebuch. Es rückte in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion. Es wurde Leitartikelstoff. Aber freilich: mit dem äußeren Erfolge des Buches hielt der innere Erfolg keineswegs gleichen Schritt. Angell wurde von herrschenden Auffassung als ein Außenseiter abgetan, als ein Kampflustig betrachtet, und daß er die hehre Kriegsidee, der von der Seite der Moral her schon immer so gesucht wurde, jetzt

auch noch von der wirtschaftlichen Seite her berannt, wurde eine besonders inname Gefälligkeit angesehen.

Werde man heute Angells Beweisführung anhand des Kriegsmaterials überprüfen, das der Verlauf des Weltkrieges nicht vorbrachte, so würde sich wohl herausstellen, daß Angell nicht allem Recht hatte, denn nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich war der Krieg Tragen auf und Gebär er Situationen, die ein halbes Jahrtausend vorher unmöglich ein Reichlich abgeben ausgeben können. Aber im großen und ganzen hat Angell doch recht gehabt. Wahrhaftig, der Krieg war eine falsche Rechnung, hat nichts eingebracht; auch den europäischen Siegerstaaten hat er ungefähr ebensolange an Amerika verschuldet sind, wie wir an sie sind.

Angell ist kürzlich am dem Bankett, das zu seinen Ehren gegeben wurde, sehr gerührt worden, und es wurde ihm zum Besten sein Verdienst angerechnet, daß er den bis zum Erscheinen seines Buches fast ausschließlich moralisch argumentierenden Pazifismus auf einer, oder wenigstens als sichtbar erster, ökonomisch unterstellten, damit auch in Kreise getragen habe, die nichts auf Gründe der Idealität der Geisteskräfte entzürnen. Auch eine Unternehmung, die einmal die Langweiligkeit des Krieges darstellte. Angell befragend wirken, die dessen Grauenhaftigkeit zum Gegenstand haben, einmal die Langweiligkeit des Krieges darstellte. Angell, daß der Krieg war barbarisch und höflich, über darüber hinaus auch sinklangsam, und der Frontseite kam unter anderem, was auf Geltung, daß man ganze Nachmittage lang Wäse herumreden lang vor sich hindröte oder Karten spielte. Immerhin Remarque und haben andere das Fett hier schon abgehaut. Angell werden für Angell auf diesem Gebiete kaum mehr zu sagen sein. Sein Ruhm liegt in der Vergangenheit. Er beklammerte den Krieg erst malig anstatt mit Ethos mit Kaufmannssozialpolitik, war in die Vorzüge wies die unerhörte Töbele von der Rentabilität des Krieges, und wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß der Pazifismus dadurch verteilte, so verkehrte sich immerhin. „Die falsche Rechnung“, die er entwirrt, hat nachträglich als eine der richtigsten Rechnungen erwiesen, die dem Kriege über den kommenden Krieg in ökonomischer Hinsicht angestellt worden sind. Der Krieg war, außer verhältnismäßig wenigen, und istern man die Wäse, den Tod und die Neutralität selbst die nur sehr bedingt) aus dem Spiele läßt, ein schlechtes Geschäft. Es ist höchste Zeit, daß über die Weltkriege ein Buch der Konturs verhängt wird.

ipent vor ihm stand, als ob er diesen Blüten trocken wollte, und sie ihm nichts anhaben könnten. Schließlich traf aber doch einer! Eine bläuliche, sängende Flamme raste den alten Baumstamm entlang in die Erde, und in dem Augenblick, als sie den Boden berührte, fragte es ganz unheimlich über den Wipfel. Der feste alte Stamm erbebt und harit wie von einer riesigen Art gepalpen auseinander. Splitter und Erdbrocken floßen Billo so dicht um die Nase, daß er vor Schreden einen einsigen milden Schrei ausstieß und sich noch tiefer in der klaffen Höhle unter der Wurzel verkrach.

Mit der Vernichtung der alten Feder schienen Blitz und Donner ausgetobt zu haben. Der Donner verzog sich nach Südosten und wurde immer schwächer, wie das Rollen von Laufenden von Wagnerrädern, und auch das Jucken der Blitze wurde immer feltener. Es regnete unaufhörlich weiter. Sogar noch eine Stunde nachdem Billo den letzten Blitz hatte aufflammen sehen, regnete es noch in Strömen. In die Höhle, in der er Schutz gesucht hatte, war allmählich Wasser einadrunnen und Billo wurde bis auf die Haut durchnäßt. Er klappte vor Frost mit den Zähnen und wartete, was nun geschehen würde.

Aber diesmal mußte er lange warten. Als sich der Himmel nach dem Regen wieder geklärt hatte, war die Nacht bereits abgebrochen. Billo hätte die Sterne über den Baumwipfeln sehen können, wenn er nur den Kopf aus der Höhle gestreckt und zum Himmel hinaufgeschaut hätte. Er blieb aber tief in seiner Höhle verkrach. So verstrich Stunde auf Stunde; erschöpft, halb ertrunken, wund an den Füßen und hungriig, konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Schließlich hiesel ihm aber doch die Augen zu, und er schlief unruhig und heulte ab und zu nach seiner Mutter. Als er sich endlich wieder aus der Höhle heronemate, war es hellster Tag, und die Sonne stand hoch am Himmel.

Anfänglich vermochte sich Billo kaum auf den Füßen zu halten, so verkrampft waren seine Glieder. Jeder Knochen schien ihm aus den Gelenken gerissen zu sein. Das munde Ohr war steif und hart geworden, weil es stark geblutet hatte, und wenn er mit seiner wunden Nase schnupern wollte, schmerzte sie, daß er laut ausschrie. Sein Fell war von dem getrockneten Schmutz ganz verkrustet, es starrte vor Schmutz, und wo er gefleht noch rund war und glänzte, war er jetzt dürr und elend. Und wie hungriig er war! Ja, bisher hatte er wirklich nicht gemerkt, was es heißt: Vom Hunger gequält werden. Ganzlich entmutigt schlich er sich in der Richtung davon, die er tags zuvor schon eingeschlagen hatte. Seine Wachsamkeit und Neugier hatten nachgelassen, er verspürte nagenden Hunger. Aber Här-

ter als das körperliche Hungergefühl war das Heimweh nach seiner Mutter. Er sehnte sich nach ihr wie noch nie in seinem Leben. Er möchte seinen kleinen, sittnerden Körper einmal wieder in die Arme seiner Mutter schmiegen, ihre warme, schmeichelnde Stimme hören, und das Winkeln hören. Es trieb ihn aber auch nach Wotan, dem dem allen Windbruch und dem großen Stück blauen Himmels, sich gerade über dem Windbruch spannte. Billo winkelte und schrie ganz betäubt in die Welt, als er das Fluviere weiterzog.

Mit der Zeit wurde der Wald dichter und das ermutigte, ein klein wenig. Die Sonnenwärme linderte seine Schmerzen, der Hunger wurde dafür aber immer quälender. Bisher hatten Wolf und Grauwolf für Nahrung gesorgt, sie hatten ein großes Reich ihm gemacht, und daran war zum Teil die Blindheit der Mutter schuld; seit dem Tage der Geburt Billos war sie mit Wotan mehr auf die Zagd gegangen.

So war es nur natürlich, daß sich Billo eng an seine Mutter schloß, obwohl er mehr als einmal sehnsüchtig gewünscht hatte, die Mutter begleiten zu dürfen. Die Natur war nun daran, einen Ausweg zu schaffen. Sie suchte Billo zu lehren, daß es jetzt Zeit war, selber nach Nahrung umzuwehen. Diese Tatsache drängte sich ganz allmählich, aber unerbittlich auf, und so erinnerte er sich wieder an die drei oder vier Schalentiere, die er an dem feinsten hatte, in der Nähe des Windbruchs gefangen und verschlungen und an die Erinnerung sich auch noch deutlich an die offenen Auster und an die süßen Bienen, den er trinken gefunden hatte. Neuer Mut und neue neue Erregung schienen ihm zu helfen; unüberstehlich erstarrte die Leidenschaft des Jägers unter den Tieren.

Je mehr sich der Wald lüftete, desto leichter wurde der Blick, er raufte über Sand und Steine, und Billo machte sich daran, ein Steinchen herumschleichen. Lange suchte er vergebens nach wenigen Schalentiere, die er zu Geficht bekam, waren außerordentlich behend und alle Auster waren so fest geschlossen, daß ein Aufspringen sogar den kräftigen Klauern Wotans Schwierigkeiten bereitete. Es war wohl gegen Mittag, als er seinen ersten Krebs fand. Er war so groß wie der Zeigefinger eines Mannes, und voller Schale hatte ihn Billo verschlungen. Der Geschmack des geöffneten Krebses verließ ihm neuen Mut, und im Laufe der Nachmittag wurde er noch zwei weitere Krebse. Es war bereits schon dunkel, als ein junges Kaninchen aus dem Gras hervorbrach und sich an ihm einen Monat älter gemeldet, dann hätte er es fangen können. Immer noch verirrte er einen nagenden Hunger, der Krebse, über den ganzen Nachmittag verteilt, hatten immer noch den genähende Leere geöhnen, die er im Morgen immer noch werden würde.

(Fortsetzung folgt)